37. Jhg. DEZEMBER 2026 Nr. 12 (457)

MASURISCHE STORCHENPOST



Ruhige Weihnachtsfeiertage!
Spokojnego Bożego Narodzenia!



Kościół Ewangelicko-Augsburski w Olsztynie.
Foto:olsztyn.luteranie.pl

Inhalt/ w tym numerze

2 **Die Masurische Geselschaft bedankt sich**

3 Erfinder der Tigerente: Der deutsch-polnische Schrift steller und Künstler Janosch ist tot. Nachruf von **Arkadiusz Łuba**

8 Geschichtliches über die Adventszeit von **Günter Schiwy**

12 Ein Heiligabend vor langer Zeit von **Günter Donder**

17 Eine Weihnachtsgeschichte aus einem alten Tagebuch! von **Dieter Siebald**

24 Die große Konferenz von **Siegfried Lenz**

31 **Stowarzyszenie Mazurskie dziękuje …**

32 Parafia ewangelicka w Olsztynie : **Erwin Kruk,**opracowanie: **Jolanta Radziusz**

40 Stan czytelnictwa w Polsce **Roman Chymkowski Izabela Koryś Zofia Zasacka** opracowanie**: B.W**

42 Polska online **Katarzyna Stefańska GO/ Łódź**

50 Wielka Konferencja **Siegfried Lenz**

58 Co myślą pisarze o czytaniu książek? Opr. B.W.

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Die Masurische Gesellschaft dankt ihren Mitgliedern,

Leserinnen und Lesern, Autorinnen und Autoren,

Freunden sowie Förderern für ihre Freundlichkeit,

ihr Wohlwollen und ihr entgegengebrachtes Verständnis.

Wir sind dankbar, dass Sie uns auf unserem Weg begleitet

haben und unserer Arbeit stets mit Interesse

und Wohlwollen begegnet sind

Unser besonderer Dank gilt dem Ministerium

für Inneres und Verwaltung in Warschau,

dem Bundesministerium des Innern in Berlin,

der Selbstverwaltung der Woiwodschaft Ermland-Masuren

in Allenstein (Olsztyn)

sowie dem Verband der Deutschen Sozial-Kulturellen

Gesellschaften in Polen in Oppeln (Opole)

für die finanzielle Förderung unserer Projekte.

Masurische Gesellschaft

Erfinder der Tigerente: Der deutsch-polnische Schriftsteller und Künstler Janosch ist tot

Nachruf von Arkadiusz Łuba

Noch im März hat er seinen 95. Geburtstag gefeiert. Nun ist Janosch, der eigentlich Horst Eckert hieß, tot. Er ist am 3. November 2026 auf Teneriffa gestorben, wie sein Tübinger Verleger Bernhard Feil der Deutschen Presse-Agentur mitteilte.Mit liebevoll illustrierten Büchern wie *Oh wie schön ist Panama* begeisterte der Künstler seit den 1970er Jahren Kinder in aller Welt. Auch bei Erwachsenen erreichten seine Figuren Kultstatus. Seine Werke wurden in rund 40 Sprachen übersetzt, ihre Gesamtauflage geht in die Millionen.

Man kennt seine Bücher mit dem Bären und dem Tiger. Sein bekanntestes Buch ist wohl *Oh, wie schön ist Panama*. Aber man weiß wenig über den Künstler selbst.
Die polnische Germanistik-Professorin Angela Bajorek setzte sich fünf Jahre lang mit Janosz auseinander. Daraus ist im Krakauer Verlag ZNAK die Biografie *Heretyk z familoka. Biografia Janoscha* entstanden, die Einblicke in Janoschs Leben ermöglicht.
2016 ist sie, als *Wer fast nichts braucht, hat alles. Janosch .Die Biografie*, auf Deutsch im Berliner Ullstein Verlag erschienen. Bajorek forschte in Archiven, besuchte Janosch auf Teneriffa und tauschte abertausende E-Mails mit ihm aus. „Ich werde niemals mehr jemandem so viel über mich sagen“, sollte ihr Janosch gesagt haben.
Im Rahmen des deutsch-polnischen Literaturforums UNRAST

Berlin war Bajorek in der Bundeshauptstadt zu Gast. Anfangs erzählte sie, wie es läuft, wenn sich zwei zurückgezogene Menschen auf ein Projekt einigen: „Ich habe von meinem Kollegen gehört, dass nicht so weit von Krakau, in Zabrze, ein gewisser Janosch gelebt hat. Und dann habe ich angefangen, einfach Bücher über ihn oder seine Bücher zu lesen. Aber er war bei uns nicht so ganz bekannt“.

Sie dachte, sie schreibe einen kurzen Artikel schreibe und das würde reichen: „Aber dann dachte ich mir, da fehlt mir was. Also die wichtigsten Sachen fehlen mir. Und dann bin ich einfach nach Zabrze gefahren, das ist so 70, 80 Kilometer von Krakau entfernt. Und dann habe ich angefangen, in Archiven zu suchen, mit Menschen zu sprechen. Und vor allem auch die E-Mail-Adresse habe ich auch von einem Historiker aus Zabrze bekommen. Dann dachte ich mir, vielleicht schreibe ich an ihn“. Die erste E-Mail habe sie mit dem Thema »Glück« geschrieben. Und dann habe Janosch einfach so fantastisch reagiert. Sie dachte sich, das werde weiter so funktionieren. Es war 2011. Und seitdem habe sie mit ihm jeden Tag ganz intensiv geschrieben.

Janosch hieß eigentlich Horst Eckert. Er wurde in Zabrze in Oberschlesien geboren. Warum hat er sich diesen Nicknamen gewählt? Bajorek vermutet, es sei immer sein Traum gewesen, seinen Namen zu ändern. Der Name »Horst«wurde für ihn nämlich von seinem Vater gewählt. Der kommt von einem Naziheld, Horst Wessel. Kein Wunder, dass Janosch einfach anders heißenwollte. Bajorek erzählt weiter: „Wahrscheinlich hat der Verleger ihm den Namen geändert. Er meinte, Horst Eckert passe zu ihm gar nicht und die

Bücher würden sich sicher nicht verkaufen, wenn er so einen Namen habe. Und er ist dann auf den Namen Janosch gekommen. Er wollte dieser schwierigen Kindheit soein Ende setzen“.

Es ist von einer schwierigen Kindheit die Rede, aber Janoschs Kinderbücher sind voll von Liebe, Freundschaft, Anstand. Angela Bajorek weiß, wie er seine Kindheit nun verarbeitet hat: „Eigentlich das, was er dann erlebt hat, ist seine Kindheit und das, was er in seinen Büchern beschrieben hat, das waren zwei Gegenwelten. Und deswegen in seinen Büchern und auch auf seinen Bildern sehen wir diese zwei unterschiedlichen Perspektiven. Er hatte in seinen Kinderbüchern ein idyllisches Leben gemalt und auch die Freundschaft beschrieben. Aber in Wirklichkeit hatte er keinen richtigen Freund. Einen oder zwei könnte er vielleicht nennen. Aber die waren schon tot“.

In seinen Kinderbüchern sehe man dagegen einerseits dieses fantastische Haus, wo die Eltern lieb seien, diese Herzlichkeit, diese Wärme, Akzeptanz. Und doch seien seine Kinderbücher auch voller Gewalt, Krankheit und Tod. Man müsse nun die Kinderbücher auch anders lesen. „Als ich mein Buch geschrieben habe, da habe ich ihn gebeten, dass er mir die Kapitel benennt“, sagt Bajorek weiter „Und für das zweite Kapitel über die Kindheit war dann die Überschrift »Die Höhle«.

Sein Schicksal war nicht anders als von anderen Kindern. Vor allem war er in der Schule schikaniert; immer verspottet, von anderen Mitschülern ausgelacht. Geschlagen, natürlich auch von den Lehrern, die damals ganz streng waren. In der Schule in Zabrze. Dann zu Hause von der Mutter und von dem Vatergeschlagen. „Ein ruhiges Zuhause fand er bei seinen Großeltern – Paweł und Maria. Und da fühlte er sich als Kindendlich wohlfühlen. Weder in der

Schule noch zu Hause konnte er diese Wärme, diese Liebe erleben“, unterstreicht Bajorek.
Seit Juli 2013 erschienen jede Woche im „ZEIT Magazin“ ein gewisser Herr Wondrak und seine Geliebte Luise. Somit erschuf Janosch einen erstmals erwachsenen Antihelden. Wobei auch seine Kinderbücher eine andere Ebene aufweisen, die als tiefer, philosophisch und anthropologisch bezeichnet werden kann. Und dieser Antiheld hatte auf alle Fragen des Lebens eine Antwort. Sechs Jahre lang. Im Dezember 2019 ging die Kolumne zu Ende. Danach wollte Janosch nicht mehr publizieren und sich seinen privaten künstlerischen Arbeiten widmen.
Aus dem Französischen kennt man den Begriff »vieuxcon«, der so viel wie »der alte Idiot« bedeutet und womit man alte Leute bezeichnet, die glaubten, sie wüssten über alles Bescheid. Doch Wondrak ist alles andere als das. Er ist ein schlichter, naiver, herzlicher Narr und Träumer, der mit seinen kurzen, dünnen Beinchen, die getigerte Pantoffeln tragen, der schwarz-gelben Latzhose, dem Schnauzer à la Janosch selbst, sofort einem sympathisch wird. Und der gerne große Fragen aus der Erwachsenenwelt beantwortet. Hintersinnig, oft verkehrt, ironisch oder überladen, selbstverständlich. Auch überraschend, wie das aus dem gleichen Magazin stammende Intellektuellen-Kreuzworträtsel „Um die Ecke gedacht“. Bei seinen Antworten müsste auch Wondrak manchmal um mehrere Ecken gedacht haben.
„Janosch hatte auch viele Sprüche oder viele wirklich interessante Sachen geschrieben. Bei Wondrak hat er bestimmte kurze Sprüche über diese Figur, sein Alter Ego, geschrieben. Sie zeigen seinen Sinn für Humor, seine Kunst des Lebens, auch seine eigene Philosophie.

Selbst der Titel *Heretyk z familoka*, also „ein Ketzer von einem Familienhaus“, zeigt das.
Der Ullstein Verlag hat sich auf einen anderen Titel entschieden, also auf sein Lebensmotto: *Wer fast nichts braucht, hat alles*. Und das bewies Janosch eigentlich immer auch im Gespräch. Bei meinen Besuchen bei ihm habe ich ein bescheidenes Leben beobachtet, das er führte. Er hatte einfach gelernt, nichts mehr zu brauchen, nichts zu wollen, auf nichts zu warten. Und diese Kunst nichts zu brauchen, nichts haben zu wollen, sich von bestimmten Dingen zu befreien, ja, also deswegen hat er so ein bescheidenes Schlafzimmer. Er hat keine materiellen Sachen gesammelt“.

Umgekehrt als in Deutschland ist Janosch in Polen viel mehr als Autor von Büchern für Erwachsene bekannt.
Angela Bajorek erwähnt vor allem ein Buch: „Das ist auf jeden Fall der *Holonek*. Die Polen haben eine andere Perspektive auf den Autor. Seine Tigerente ist in Polen beispielsweise gar nicht bekannt. Als Literaturwissenschaftlerin würde ich Janosch neben Astrid Lindgren, Exupéry stellen, auf dasselbe Niveau wie Paul Maar oder Michael Ende. Er ist einfach ein Klassiker“.
Und einmal er hat geschrieben: „Man kann nichts, aber wirklich nichts, was außerhalb seines Kopfes liegt, als zugehörig betrachten. Du darfst nicht von Dingen umgeben sein, an die du dich klammerst. Du musst jederzeit vor allem weggehen können, ohne auch nur eine Spur von Bedauern zu verspüren. Anders kannst du hier auf dieser Welt nicht leben.“
Nun ist der 95 gewordene deutsch-polnische Schriftsteller und Künstler Janosch gestorben.

Geschichtliches über die Adventszeit von Günter Schiwy

ADVENT ist von dem lateinischen Wort adventus = Ankunft abgeleitet und bezeichnet die Ankunft Christi. Die Inhalte, die die Feiern bestimmen, sind in den verschiedenen Texten der Bibel vorhanden. Advent ist die Vorbereitungszeit auf Weihnachten und damit auf die Geburt Jesu. Advent dauert 4 Wochen.

Das erste geschichtliche Zeugnis für die Begehung der Adventszeit stammt von Bischof Perpetuus von Tours, der im Jahre 490 nach Christi starb. Er ordnete für die Zeit vom 11. November bis Weihnachten ein dreimaliges Fasten pro Woche an. Die Bedeutung der Adventszeit für die Christen finden wir in den vielen Adventsliedern. Sie verstanden unter dem Wort Advent Ankunft, Erscheinung und die Menschenfreundlichkeit Gottes.

Die 4-wöchentliche Adventszeit bedarf natürlich der Vorbereitung, Einstimmung und auch Hinführung. Und dazu braucht man Zeit, Muße und vor allem Gelassenheit. Denn das Hauptthema von Advent ist das im Menschen seit Jahrhunderten Schlummernde: Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen und Sehnsüchte, die uns ein Leben lang beherrschen. Wir bedürfen der Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit (auch der göttlichen), nach Vertrauen und Hoffnung.

Wir sind 4 Wochen in Erwartung des Weihnachtsfestes. Weiß Gott eine lange Zeit des Wartens auf Erfüllung. Ich erhoffe etwas, das mir Erfüllung bringt. Und wenn das nicht eintritt, meine Hoffnung

zerplatzt, die Erfüllung weiterhin mein Wunschtraum bleibt? Dann erfasst mich eventuell die Enttäuschung, weil ich einer Selbsttäuschung auf den Leim gegangen bin. Ist aber Adventszeit nicht Hoffnungszeit, Zeit des Wartens, der Sehnsucht?

Wir machen uns doch immer Vorstellungen von dem, was kommen soll oder wird, also was wir ersehnen. Und dann kommt doch alles ganz anders! Die Realität spricht eine andere Sprache als unsere Träume. Unsere Träume sind eben Schäume und die Wirklichkeit das wahre Leben. Deshalb lasst uns lieber hoffen, weil das Hoffen beständiger ist. Es weist einfach in die Zukunft. Wir wissen doch, dass der Mensch ohne Erwartung nicht leben kann.

Die Adventszeit hat nämlich einen doppelten Sinn. Sie ist einmal Vorbereitungszeit auf die weihnachtlichen Hochfeiern mit dem Gedächtnis des Erscheinens des Gottessohnes zu den Menschen und zum anderen soll sie uns zugleich durch dieses Gedenken auf die zweite Ankunft Christi am Ende aller Zeiten hinweisen.
Die Adventszeit ist eine Zeit der Erinnerung und zugleich der Erwartung, der Bereitung auf die Buße. Ihr Sinn liegt nicht nur allein auf dem Ereignis der Geburt Jesu. Aus diesem Grund werden die gottesdienstlichen Feiern an den vier Adventssonntagen in der katholischen und evangelischen Kirche unterschiedlich ausgerichtet und unter verschiedenen Themen behandelt. Die Lesungen werden aus verschiedenen Bibeltexten vorgenommen.
Wegen des Brauchtums sollte noch auf einige Heiligentage im Advent eingegangen werden.
Am 4. Dezember begeht man den Tag der Heiligen Barbara, einer jungfräulichen Märtyrerin um 3o6 nach Christi. Sie ist die Patro-

nin der Bergleute. Gepflückte Zweige am Barbaratag blühen bis Weihnachten auf.
Am 6. Dezember ist der Tag des Heiligen Nikolaus, benannt nach dem Bischof von Myra, der im 4. Jahrhundert lebte. Er gilt als Helfer in allen Schwierigkeiten. Und vor allem als Helfer der Kinder, die er an diesem Tage beschenkt.
Am 9. Dezember wird das Fest der Empfängnis der unbefleckten Jungfrau Maria gefeiert. Durch die Verkündung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Marias durch Papst PIUS IX, im Jahre 1854 stieg die Bedeutung dieses Tages in der katholischen Kirche.
Am 13. Dezember findet der Tag der Heiligen LUZIA statt. Sie war eine jungfräuliche Märtyrerin aus Syrakus. Ihr Brauchtum ist stark in den skandinavischen Ländern und Italien verbreitet. Bei diesen Feierlichkeiten weisen Lichtbräuche gleichzeitig auf die bevorstehende Wintersonnenwende hin.
Am 21. Dezember feiert man den Tag des Apostels Thomas, den Beginn der sogenannten Zwölf Nächte. Er soll nach der Legende in Persien und Indien das Evangelium verkündet haben, wo er als Märtyrer verstorben ist.

In die Adventszeit gehört der Adventskranz, der wegen seiner Lichterfülle in der dunklen Jahreszeit nicht vergessen werden darf. Er erhellt in der dunkelsten und kältesten Zeit des Jahres die Kinderherzen. Seine Entstehung steht nicht eindeutig fest.
Doch wird er Johann Hinrich Wiehern, der von 1808 bis 1881 lebte, zugerechnet, der ihn zuerst bei Adventsfeiern im „Rauhen Haus“ in Hamburg und später ab 186o im Weisenhaus in Berlin-Tegel verwendet hat. Dabei ersetzen die Tannenzweige den Tannenbaum,

während die 4 Kerzen auf die 4 Adventssonntage hinweisen.
Nach meinen Feststellungen hat der Adventskranz einen Vorläufer älteren Datums. Er ist ein Ableger der heidnischen Alraune, eines Wurzelgeflechts. Die heidnischen Prußen kannten die Alraune, die sie aus den Wurzeln der Bäume, die in den Mooren lagen, herstellten. Auch sie stellten vier Kerzen entsprechend den vier Himmelsrichtungen auf. Bei ihnen symbolisierten die 4 Kerzen den Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Nach der Christianisierung durch den Deutschen Ritterorden im 13. Jahrhundert wurde die Alraune der Prußen zur „Christlichen Alraune“ ihrer nachfolgenden Bewohner, der späteren Masuren, die sie bis zur Flucht und Vertreibung aus ihrer Heimat im Jahre 1945 noch im Osten Deutschlands kannten und zur Adventszeit aufstellten.

Ein Heiligabend vor langer Zeit

von Günter Donder

Ich weiß nicht mehr in welchem Jahr es gewesen sein mag, aber es ist lange her. Fast alle, die an diesem Heiligen Abend, den ich hier beschreiben möchte, teilhatten, sind bereits gestorben und ich bin ein alter Mann geworden.

Weiße Weihnachten gehörten in unserer masurischen Landschaft zur Normalität, und an den Weihnachtsmann glaubte man als Kind gewiss noch bis ins Ein schulalter. Es gab ihn, im Gegensatz zu heute, auch nicht in der Mehrzahl. Die Kinder glaubten an seine Einmaligkeit. Er besaß keine Uniform und sah in jeder Familie anders aus Diese Weihnacht, an die ich mich erinnere, war für mich eine besondere gewesen.

Viel Schnee war heruntergekommen. Nicht genug, dass die weiße Pracht schon stellenweise meterdick hinter unserem Hof lag und Vater die Wege freischaufeln musste, be gann es an Heiligabend noch einmal zu schneien.

Die Eltern sahen besorgt durch die mit Eisblumen bemalten Doppelfenster und meinten, dass es dem Weihnachtsmann wahr scheinlich besonders schwer sein werde, den Weg zu uns außer halb des Dorfes zu finden. Das konnte auch ich mir denken.

Im Dorf stand ein Haus neben dem anderen, aber unser Hof lag doch mitten im Feld und weitab vom Weg. Meine Geschwister waren kleiner als ich und machten sich keine Gedanken über die Schwierigkeiten des Weihnachtsmannes.

Ich schon, denn, kommt nicht, gibt‘s auch keine Geschenke. Auch wenn ich diesen Alten wegen mancher seiner Fragen lieber aus dem Weg gegangen wäre, Hoffnung auf einen Abend mit Bescherung auf, als ich noch einmal vor die Türe lief und mich davon überzeugte, dass das Schneegestöber nur noch dichter ge worden war. Vater bemerkte meine Wehmut und wollte mir ein wenig die Zeit bis zum Abendbrot verkürzen.

Er nahm die Stalllaterne vom Nagel im Flur und meinte, ich könnte doch mit ihm zum „Ableuchten“ gehen. Ableuchten hieß doch nur nach dem Viehzeug sehen, ob alles in Ordnung sei. Was sollte ich sonst auch tun? Ja, ich wollte mitgehen, auch wenn ich nicht wusste, warum man jeden Abend die Ställe und andere Gebäude „ableuchten“ müsse. Das bisschen Licht von der Laterne konnte den Kühen, Pferden und Schweinen doch völlig egal sein. Vater hatte mich an allen anderen Abenden nie zu diesem Kontroll gang mitgenommen.

Diesmal solle ich ihm die Laterne halten, sagte er. Warum? dachte ich. Ich brauchte es doch sonst niemals zu tun. Vielleicht war es auch gut, die Zeit bis zum Abendbrot auf diese Weise totzuschla gen – dem Abendbrot, an dem der Weihnachtsmann irgendwo im Schnee herumirrte und unser Haus nicht finden konnte. Vater machte das Türchen im Herd auf und steckte einen „Fidibus“ aus Tannenholz in die Glut. Als das Hölzchen Feuer fing, zog der Geruch von Harz durch den Raum. Ich mochte brennende Fidi busse. Sie standen immer griffbereit in einer Blechdose auf dem Herd. Vater entzündete den Docht der Laterne und schob den Zylinder herunter. Die Laterne roch eigenartig, wenn das Petrole um in ihr brannte. Ich mochte sogar diesen Geruch, auch wenn er nicht so angenehm war, wie der von brennendem Holz. Dann nahm mich

Vater bei der Hand, und wir gingen über den Hof, während im Licht unserer Lampe die Schneeflocken wie kleine Elfen im Nebel tanzten. Im Kuhstall, dessen Tür knarrend geöffnet wurde, stand die Schwarze gleich vorn. Sie sah uns an und brummte vertraut. Sie meldete sich immer, wenn man in den Stall kam. Auch die Wei ße gleich daneben wendete uns ihren Kopf zu. Vater gab mir die Laterne, ging zwischen beide Kühe und kraulte ihnen das Fell; er sprach zu ihnen. Vielleicht wünschte er ihnen auf diese Weise eine gute Heilige Nacht. Dann nahm er eine Forke und legte Heu nach hinter die Raufe vor ihren Köpfen. Eine zweite Forke voll bekamen auch die beiden anderen Kühe, die weiter in der Reihe standen. Das waren meistens jüngere Tiere und Töchter der Wei ßen oder der Schwarzen. Vater strich mit seiner groben Bauern hand auch den beiden anderen über ihr Fell und warf, wie eine zusätzliche Festtagsgabe, Stroh auf das Lager. Sie sollen ganz trocken liegen in dieser besonderen Nacht, sagte er. Im Vorbeigehen legten wir dem Schaf im Verschlag einige Kohl strünke vor die Füße und ich streichelte die stoßweise atmende Nase. Mit einem liebevollen Klaps auf das Hinterteil der Schwarzen verließen wir den Stall. So gingen wir durch alle anderen Ställe. Die beiden Pferde bekamen jedes einige saubergeputzte Rüben in die Krippe gelegt. Pferde mögen Rüben sehr. Vater holte einen übergroßen Kamm aus der Kiste und ordnete die Mähnen seiner Lieblinge.

Er redete währenddessen mit ihnen. Es hörte sich aber anders an, als wenn er alltags mit ihnen sprach, um sie zur Arbeit anzutreiben, wobei die Peitsche fast unerlässlich war. In den zwölf Heiligen Nächten, zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, sollen Tiere manchmal sprechen, sagte man bei uns in Masuren. Vielleicht verstanden die Pferde jetzt Vaters Worte, dachte ich, auch

wenn ich noch nie unsere Tiere sprechen hörte. Wir verließen den warmen Pferdestall, den ich wegen seines be sonderen Geruches am liebsten von allen Ställen mochte. Wir gingen weiter zur Scheune wie durch eine dichte Schneewand. Vater öffnete die kleine Tür im großen Scheunentor und betrat die saubergefegte Tenne. Sein Blick fiel auf die vollen Fächer, in denen noch das nicht ge droschene Getreide bis an das Dach lagerte und murmelte mir Unverständliches.

War es ein Gebet? Vielleicht. Zwei Paar Katzenaugen spiegelten sich im Laternenlicht. Vater rief sie, und sie kamen gelaufen, denn sie sollten in dieser Nacht nicht in der kalten Scheune bleiben. Sie folgten uns in den Schweinestall, wo Mutter für sie immer ei eine Schale mit Milch stehen hatte. Im Stall blieb es still, als Vater den 19 matten Schein der Laterne über die fetten Schweinerücken schwei fen ließ. Um es wärmer zu haben, lagen die Schweine dicht anei nandergedrängt und blinzelten nur kurz zu uns herüber, um gleich weiterzuschlafen. Durch die Tür, die den Hühnerstall verband, sah ich zum ers sten Mal, wie diese Vögel auf Stangen sitzend in ihrem aufgepluster ten Federkleid träumend hin und her wackelten. Sonst sah ich sie nur tagsüber im Sand scharren.

Der Ganter, der mit mir ständig auf Kriegsfuß stand, reckte nur seinen langen Hals und versuchte seinen gewohnten Zischlaut von sich zu geben. Ich weiß es nicht mehr, ob ich dem Raufbold eine gute Weihnacht gewünscht habe, denn er hatte mich einmal mit kräftigen Flügelschlägen arg durch gewalkt.

Blieb noch Ami, die Hofhündin, die im Holzschuppen, auf ihrem Strohlager lag und uns leise anwinselte. Sie wollte mit ins Haus und Vater erlaubte es ihr ausnahmsweise, es war ja Heilige Nacht in aller Welt.

Wir hatten unseren Rundgang mit dem Ableuchten beendet. Der Schnee fiel aber unaufhörlich und dicht weiter. Vater meinte mit einem Blick auf mich, Ami und die beiden Katzen, wir sollten ruhig ins Haus gehen. Er käme gleich nach. Allein und ohne Laterne hätte ich mich gewiss nicht getraut diesen Weg zu laufen. Überall lauerten doch in dunklen Ecken Wichte und Kobolde, über die Opa schaurige Geschichten zu erzählen wusste. Ami war bei mir, da brauchte ich keine Angst zu haben.

Vater hatte Pech gehabt, denn nur wenige Minuten, nachdem ich mit Ami und beiden Katzen in die warme Küche gestürmt waren, hörten wir das Bimmeln einer Glocke. Jemand stolperte durch den dunklen Hausflur. Es war tatsächlich der Weihnachtsmann, den auch dichter Schnee nicht aufhalten konnte ...

War ich beim Ausflug in die Vergangenheit in meinem Sessel ein wenig eingenickt und‘hatte diese Geschichte nur geträumt?

Möglich, aber es hatte sich damals doch alles so oder ähnlich zugetragen, wenn in den zwölf Heiligen Nächte mancher sogar die Tiere sprechen hörte ...

Aus: Günter Donder: „Kurze Geschichten, die das Leben schrieb“

Dieter Siebald und seine Serie

Eine Weihnachtsgeschichte aus einem alten Tagebuch!

Wenn man heute auf einen Flohmarkt geht, findet man nicht nur Schätz, sondern auch Erinnerungen!
1945, der Krieg lag in den letzten Zügen, Ostpreußen war verloren! Die Bevölkerung auf der Flucht, die die blieben mussten sich anpassen, sonst gingen sie unter.
In der nun folgenden kommunistischen Ära, wurde alles eleminiert, was einst Traditionen, Bräuche und Lebensart waren, selbst die Sprache!
Alles kann ein Regime vernichten, aber nicht die Erinnerungen!
So stand es in dem alten Tagebuch geschrieben:
Großvater nahm mir die Furcht!
Die Zugvögel hatten dieses Jahr schon lange ihre Reise in den Süden angetreten, nur noch wenige Kalenderblätter, dann hat die Weihnachtszeit mit ihren bunten Lichtern und den vielen Genüssen angefangen! Als Erwachsener wird man oft gefragt, wie hast du als Kind Weihnachten gefeiert, ja, man war auch einmal ein Kind, freute sich auf die Vorweihnachtszeit, den schönen Weihnachtsbaum im Wohnzimmer, die ganze Familie, die alle am Heiligabend versammelt war, auf den Weihnachtsmann, wenn er seine schönen Geschenke brachte und das Singen der Weihnachtslieder! Und kam der Dezember, der Schnee hatte das Land verwandelt, die Natur war in einen Winterschlaf verfallen, konnte man es kaum abwachten, mit Großvater in den Wald zu gehen, um den passenden Weihnachtsbaum in der Schonung aus zu suchen. Es war jedesmal ein Abenteuer, in der tief verschnei-

ten Schonung, den richtigen Baum für das Fest zu finden. Alle Bäume waren mit einer dicken Schneeschicht behangen, ber komisch, Großvater fand immer den richtigen Tannenbaum.Auf dem Rückweg, es wurde lagamdig, regte sich die kindliche Phantasie! Allles wurde mysthisch, Angst stieg in einem auf und man hörte in der Stille des Waldes, die Stimmen der Natur, hinter jedem verschneiten Strauch und Busch vermutete man Kobolde, Waldgeister oder die Frau Holle, die mit der wilden Jagd durch die Nacht zog und ihren Schabernack trieb. Innerlich hoffte man, dass man endlich wieder in der warmen Stube zu Hause wäre!Um mich zu beruhigen, erzählte Großvater, auf dem Heimweg, die Geschichte vom ersten Weihnachtsbaum und dem Christkind!

„Es war einmal, in einer eiskalten Winternacht, Bäche, Flüsse und Seeen waren zu Eis erstarrt, der Schnee lag meterhoch, da verlief sich ein Kindlein im Wald! Viele Stunden irrte es durch den hohen Schnee, seine Angst zu erfieren, trieb es immer weiter in die tiefe des dunklen Tannnwaldes, bis es eine beleuchtete Hütte fand, in der ein armer Köhler und seine Frau lebten. Verzweifelt, fast vor Kälte erstarrt, klopfte es an die Tür!

Die nette Köhlersfrau und ihr Mann öffneten und nahmen das Kindlein auf, gaben ihm zu essen und ein Lager für die Nacht!

Als die Lichter in der Köhlerhütte erloschen waren, das Fuer im Kamin nur noch Schatten durch die Glut im Raum verbreiteten, gingen das Köhlerehepaar schlafen!

Im dunklen Raum geschah ein Wunder mit dem Kind, plötzlich war es in ein goldenes Gewand gekleidete und zu einen Engel geworden, es war das Christkind,welches auf Erden wandelte, um die Menschen zu prüfen!“

Anderentags bedankte sich das Kindlein für die Hilfe des Ehepaarres und schenkte ihnen einen frisch vom Baum abgebrochenen Tannenzweig. Diesen Zweig sollten sie einpflanzen, er würde zu einem Baum wachsen und jedes Jahr, zu Weihnachten Früchte tragen und sie würden nie mehr Hunger leiden und Reichtum erlangen! Im Jahr darauf, am Heiligabend, trug der Baum goldene Äpfel und silberne Nüsse, es war der erste Weihnachtsbaum auf Erden! Viele Jahre gingen ins Land, das Geschenk vom Christkind hatte der Köhlerfamilie Glück gebracht, zu ihrer großen Freude hatten sie auch noch zwei Kinder bekommen, trotz des Reichtums arbeiteten sie weiter als Köhler und verkauften ihre Holzkohle auf dem Markt.

Nur eines hatte sich geändert, in der Weihnachtszeit, zur Verwunderung der Marktbesucher, stellte der Köhler einen Tannenbaum auf dem Marktplatz auf und behing ihn mit Äpfeln, Nüssen, Holzspielzeug und Süßigkeiten für die Kinder, großes Erstaunen bei den Bewohnern der Stadt, solches hatten sie noch nie gesehen! Die Kinder aber, umtanzten den Weihnachtsbaum und erfreuten sich an den Geschenken die an den Ästen hingen und in der Heiligen Nacht, ließ das Christkind den Baum, golden und silbern erstrahlen! Als das Köhlerehepaar alt geworden war, übernahmen ihre Kinder den Brauch und stellten jedes Jahr eine geschmückte Tanne auf dem Marktplatz auf, zu Ehren des Christkindes und zur Freude der Kinder. Und schaut man in der klaren, frostigen Nacht, am Heiligabend zum Himmelszelt auf, sah man den goldenen Glanz des Gewandes vom Christkind über dem Baum erstrahlen. So wurde der erste Weihnachtsbaum der Köhlerfamilie zu einer großen Freude für die Kinder auf der ganzen Welt und jedes Jahr, bis heute, erinnert er

uns Menschen an das Wunder von dem Kindlein in der Köhlerhütte, welches in einer Krippe, in Bethlehems Stall, geboren wart!

Der gefrorene Schnee knirschte unter unsen Füßen, der Saum des Waldes war nicht mehr weit und die aufblinkenden Sterne wiesen uns unseren Weg nach Hause. Langsam fiel der Schnee in dicken Flocken auf die Erde nieder und verwischte unsere Spuren, als wir zurück sahen, verwandelte das aufblinkende Sternenlicht, den Wald in eine Märchenlandschaft und ich hatte das Gefühl, das Christkind behütete unseren Heimweg!
Immer wenn ich in der Weihnachtszeit den Tannenbaum aufstelle, denke ich an die Geschichte von Großvater zurück, die mir meine kindlichen Ängste im Walde nahmen!

Was wäre gewesen, wenn die Köhlerfamilie das Kindlein nicht aus Nächstenliebe aufgenommen hätte, es würde heute, in jedem Wohnzimmer der Geist der Weihnacht fehlen, welcher uns Menschen in der Heiligen Nacht, den Frieden gebracht!

Fröhliche Weihnachten!

Reinhard Donder: Lycker Erinnerungen und Gedanken

Verloren im Herzen bewahrt

Von Dr. Karin Jäckel

Meiner Mutter Lieselotte Skrotzki aus Lisken Kreis Lyck

Als sie 16 war, warf das Leben in ihre Blüte den Frost.
Aus sicher Geglaubtem, von Generationen Geerbtem vertrieben.
Mit nichts als am Leibe Getragenem, dem Himmel als Dach
Und Schnee in Wächten statt Daunen in Decken.
Was Gewissheit gewesen, ins Ungewisse geworfen.
Was Mein gewusst, zunichte gemacht.
Was für immer gedacht, im Nie mehr verloren
Das Ich, nicht mal der Name noch zu beweisen.

Rucksackdeutsche! Ihr war kein Rucksack geblieben.
Sprach sie vom Hof daheim, schalt man sie Lügen.
Auf der Landkarte zu klein zum Finden.
Ihr Dorf, ihr Haus, ihr Leben verschwinden.
Im Mantelsaum eingenäht eine Handvoll Erde

Mit Sonnenblumensamen, ihr Heimaterbe.

In einem Soldatenhelm keimten sie aus.

Trugen ihr Leben ins Leben hinaus.

Grün wie die Wälder, Gold wie das Korn,

den Kopf stolz erhoben, Gesicht nach vorn.

Die Sonnenblume als Überlebensbild.

Im Kranz ruht die Kraft, die die Sinnsuche stillt.

Reifung mit Fäden aus Gold umhüllt.

Die Samen pflanzte sie Jahr um Jahr.

Der letzte vom ersten gekommen war.

Wortlos im Herzen verschlossen ein Stück

Heimatglück.

In die Masurische Storchenpost gebracht von

Reinhard Donder

Reinhard Donder : Lyck Serie

Erinnerngen an damals

Lyck lag nicht nur an mehreren Seen, sondern die Bewohner hatten auch eine Vorliebe zum Wasser, heute.

Bademöglichkeiten, Badeanstalten

Zur Jahrhundertwende 1900 sah es so aus. Mit ihren gut 10.000 Einwohnern. Eine mittelgrosse Kreisstadt. Als Beamten- und Militärstadt kamen noch weitere dazu. Da mußten Bademöglichkeiten her. Was war vorhanden, nicht einfach zu recherchieren. Es ging nicht nur um die Verlustiierung des Schwimmens sondern auch um die hygenischen Bedürfnisse.
Denn wer hatte damals schon ein komplettes Badezimmer ?

Warmbadeanstalten, es gab zwei innerhalb der Stadt, ausgerüstet mit Russischen Dampfbäder, römisch.irische Bäder, Wannenbädern und Duschen, natürlich getrennt nach Geschlechtern, vormittags für Damen und nach 12.00 Uhr für Herren, ganzjährig geöffnet.

Fluß- und Seebadeanstalt, an der Mündung des Lyckflusses in den See in sehr günstiger und gesunder Lage. Rechts daneben , im 2. Flussarm eine Volksbadeanstadt. Beide natürlich nach Geschlechter getrennt und geöffnet vom Mai bis Mitte September.
Dann noch die **Militärschwimmanstalt** am Polnischen Tore, Badezeiten für Zivilisten nur zu bestimmten Zeiten und nach Vereinbarung. Natürlich konnte auch frei in irgendeinem See gebadet und geschwommen werden.

Reinhard Donder, 14.11.2026

Die siebzehnte der masurischen Geschichten von Siegried Lenz

Die große Konferenz

Manchmal, wie die Erfahrung zeigt, glaubt man etwas zu besitzen, nur weil man sich an den Gedanken des Besitzes gewöhnt hat.

Dieser Tatbestand war gegeben im Fall der sogenannten Suleyker Poggenwiese, eines moorigen Landzipfelchens, das erfüllt war vom quakenden Palaver der Frösche, vom einzelgängerischen Brummen der Hummeln, von unablässigem Gepieps und Gezirp. Die Suleyker, sie sahen nämliche Poggenwiese als ihren rechtmäßigen Besitz an, weshalb sie ohne Arg hinaufließen ihre berühmten Schafe, ihre Schimmel, ihre Kühe, ganz zu schweigen von den Enten, die es unaufhaltsam zu den Gräben zog.
Es ging gut, sagen wir mal — aber niemand hat die Jahre gezählt, wie lange es gut ging. Eines Tages nun zog sich ein Mensch aus Schissomir, Edmund Piepereit mit Namen, seine Schuhe aus, watete in so einen Graben hinein und schnappte sich ein ansehnliches Suleyker Erpelchen unter dem Hinweis, dass die Poggenwiese, von Rechts wegen, zu Schissomir gehöre. Und daher, meinte der Mensch, könne er betrachten das Erpelchen gewissermaßen als Strandgut.

Jetzt möchte man wohl wissen, wie sich Suleyken verhielt. Na, zunächst drang es auf Vergeltung, dann horchte es auf, und nachdem es auch herumgehorcht hatte, stellte sich ein eine schmerzhafte Ratlosigkeit. Denn die sogenannte Poggenwiese hatte sich

herausgestellt als umstrittener Besitz –worunter zu verstehen ist, dass sowohl Suleyken als auch Schissomir besagte Wiese als ihr Eigentum ansahen.
Da nun aber, wie es jedermann einleuchtete, eine Wiese nicht haben kann zwei Herren, wurde das einberufen, was sich in ähnlichen Fällen schon wiederholt bewährt hat: nämlich eine Konferenz.
Diese Konferenz, sie sollte stattfinden in Schissomir, sollte den Streit schlichten und die Poggenwiese dem zusprechen, der die besten Worte finden konnte für den Nachweis des Besitzes. Alles in allem, wie man es sich denken kann, weckte diese Konferenz auf beiden Seiten große Erwartungen.

Nun wurde in Suleyken ein Vertreter gewählt, von dem zu hoffen war, dass er die besten Worte finden würde zum Nachweis des Besitzes. Es liegt nicht nur auf der Hand, dass niemand anderes gewählt wurde als mein Großvater, Hamilkar Schaß, der sich durch angespannte Lektüre geradezu den Ruf eines Suleyker Schriftgelehrten erworben hatte. Gut.

Wer Suleyken kennt, wird jetzt nicht allzu kleinlich sein in der Vorstellung, was meinem Großväterchen, Hamilkar Schaß, mitgegeben wurde als Ausrüstung: Kniestrümpfe aus Schafwolle und Briefmarken, Rauchfleisch und Sicherheitsnadeln, Ohrenschützer, ein Gesangbuch, Streuselkuchen, eine ganz neue Peitsche, ferner zwei Kilo ungesponnene Schafwolle, ein Leibriemen und, natürlich, Lektüre über Lektüre, welche sich vornehmlich zusammensetzte aus älteren, aber geschonten Exemplaren des Masuren-Kalenders. Nimmt man das Ganze zusammen, so waren es ungefähr zwei Fuhrwerke voll, die mein Ahn als Ausrüstung für die

Konferenz erhielt. Hamilkar Schaß, mein Großväterchen, hielt es indes für besonders notwendig, zur Konferenz ein Tütchen Zwiebelsamen mitzunehmen, und zwar aus dem Grunde, weil er dem Glauben anhing, Zwiebeln seien gut zur Beflügelung des Geistes. Er pflegte sie mit der gleichen Leidenschaft zu essen, mit der er sich auf seine Lektüre warf, und er weigerte sich abzureisen, bevor nicht die entsprechenden Tütchen mit den Zwiebelsamen vorhanden waren. So, und dann reiste er ab, begleitet von den Segenswünschen und Hochrufen der Suleyker, reiste mitten hinein in die Höhle des Löwen von Schissomir.

Schissomir: es hatte vollauf erfasst Sinn und Bedeutung solch einer Konferenz, wofür man, in Zweifelsfällen, nur folgende Tatsachen ins Auge zu fassen braucht: erstens wurde meinem Großvater zugewiesen eines der ansprechendsten Häuschen von ganz Schissomir, zweitens ein Gärtchen dazu, drittens allerhand ausgesuchte Bequemlichkeiten wie ein Badezuber mit Bürste, ein Stück Seife, ein Bänkchen vor dem Haus zum Nachsinnen, und, nicht zu vergessen, Moos zwischen den Doppelfenstern, für den Fall, dass es im Winter zieht. Man ließ ihm Zeit sich einzurichten, drängte ihn überhaupt nicht, und mein Großväterchen ging, um sich innerlich einzustellen auf die Konferenz, einige Wochen müßig.

Dann aber war es soweit: die Konferenz wurde bestimmt und festgesetzt.

Sie war festgesetzt auf sechs Uhr in der Früh‘ – man wollte frisch und ausgeruht sein. Es saßen sich gegenüber Hamilkar Schaß aus Suleyken und Edmund Piepereit aus Schissomir, derselbe, der das Erpelchen von einem der Gräben als Strandgut nach Hause getragen hatte.

Die erste Sitzung, wenn man so sagen darf, nahm folgenden Ver-

lauf: man begrüßte sich, aß eine riesige Pfanne voll Rührei und sprach über die Aussichten für den Hafer. Und man wäre fast auseinandergegangen, wenn sich jener Piepereit nicht an das Erpelchen erinnert hätte, das sein Weibchen gerade für den nämlichen Abend schmorte. Stand auf, dieser Mensch, nahm sogar eine besondere Feierlichkeit an und sprach so: »Und was übrigens betrifft die Poggenwiese, so gehört sie, wie Augenschein lehrt, nach Schissomir.« Worauf Hamilkar Schaß, mein Großväterchen, in spürbarer Verwunderung den Kopf hob und antwortete: »Ich vermisse«, antwortete er, »Edmund Piepereit, die einfachsten Formen der Höflichkeit.« Stand damit auf und spazierte zu seinem Häuschen hinüber, wo er einen Spaten nahm, mit diesem in den Garten ging und gemächlich begann, mehrere Zwiebelbeete anzulegen. Da es gerade die Zeit war, säte er die Zwiebelchen aus, die nach der Ernte dienen sollten der Beflügelung seines Geistes. Und als er damit fertig war, setzte er sich auf das Bänkchen zum Nachsinnen.

Den Leuten von Schissomir war solches Treiben nicht verborgen geblieben; sie nahmen es hin und leiteten daraus ab das Verhältnis meines Großvaters zur Zeit. Und sie begannen zu spüren, dass sich dieser Mann auf das Warten verstand.

Nach, sagen wir mal, ein paar weiteren Wochen –die Zwiebelchen schauten schon ins Licht–wurde abermals eine Sitzung anberaumt. Zugegen waren dieselben Herren wie bei der ersten, es wurde auch das gleiche gegessen. Und nach einigen Einleitungsworten ließ sich der erwähnte Piepereit folgendermaßen vernehmen: »Es ist uns«, sagte

er, »eine Ehre, Gastfreundschaft zu üben gegenüber einem Mann wie Hamilkar Schaß, dem Gesandten aus Suleyken. Und mit ihm ist es sogar eine besondere Ehre, denn er ist in mancher Lektüre

bewandert, er kann Worte finden, die kaum ein anderer findet, und schließlich ist bekannt und geschätzt seine Einsicht. An seiner Einsicht zu zweifeln wird sich niemand unterstehen, und schon gar nicht in dem Fall, wo es sich handelt um die Poggenwiese. Denn seit die Ritterehen hier waren, seit anno Jagello oder so, hat, wie jeder Einsichtige zugeben wird, die Poggenwiese immer gehört zu Schissomir. Und wenn auch nie viel hergemacht wurde von dem Besitz, es war unsere Wiese und ist, hol‘s der Teufel, unsere Wiese geblieben mit allem, was darauf herumstolziert oder zu schnattern beliebt. Nur ein Ungebildeter könnte hier zweifeln.

Na, kaum war ihm das entschlüpft, als Hamilkar Schaß, mein Großvater, aufstand, sich höflich verneigte und sprach: »Eigentlich«, sprach er, »müssten die Zwiebelchen schon ziemlich weit sein. Habe sie tatsächlich ein paar Tage aus den Augen gelassen. Aber das kann man ja nachholen.« Und schon war er draußen, wackelte zu seinem Gärtchen, setzte sich auf die Bank und beobachtete das Wachstum der Zwiebeln. Unterdessen flanierten die Leute von Schissomir an seinen

Zwiebelbeeten vorbei, musterten den eingehend, der da auf dem Bänkchen saß, und verfielen in schwermütige Grübeleien, als sie das zuversichtliche Gesicht von Hamilkar Schaß sahen. Sorge regte sich hier und da – Sorge, weil man erkannt hatte, dass das Häuschen, in dem mein Großvater wohnte, und die ausgewählte Nahrung, die man ihm stellen mußte, immerhin etwas kostete, und zwar mehr, als man ursprünglich gedacht hatte.

Jeder wird es ihnen nachfühlen, dass sie deshalb auf eine dritte Sitzung drangen, welche in liebenswürdigster Weise verlief. Es gab gebratene Ente, es gab Rotwein und Fladen, und hinterher gab man Hamilkar Schaß, meinem Großvater, in versteckter, ja fast

vorsichtiger Weise zu bedenken, daß die Poggenwiese von alters her Schissomir gehöre. Er allein wäre imstande, das einzusehen. Worauf Hamilkar Schaß nur sagte: »Die Zwiebelchen«, sagte er, »sind jetzt soweit. Ich könnte eigentlich gleich anfangen mit dem Ernten.« Worauf er sich höflich verabschiedete und zu seinen Beeten zurückkehrte.

Hat man schon gemerkt, wohin das Ende zusteuert? Aber ich möchte es trotzdem noch erzählen. Der Herbst ging vorüber, der Winter kam und empfahl sich, schon stand – grüßend, wie man sagt – das Frühjahr vor Schissomir: und immer noch brachten die Sitzungen keine Entscheidung. Jener Piepereit, von der Ungeduld seiner Auftraggeber angesteckt, bot eines Tages ganz überraschend an, die Poggenwiese vielleicht zu teilen –so weit war man schon in Schissomir. Aber Hamilkar Schaß, er verfügte sich sanft und freundlich in sein Gärtchen und zog Zwiebeln zur Beflügelung seines Geistes.

Aber schließlich passierte es dann: im frühen Frühjahr, bevor ein anderer daran dachte, fand sich mein Großväterchen im Garten ein, um seine Zwiebelchen für den nächsten Herbst zu bauen. Arbeitete so ganz treuherzig und unschuldig vor sich hin, als Edmund Piepereit unverhofft auftauchte und, mit einigermaßen schreckerfülltem Gesicht, bemerkte: »Du gibst dir, Hamilkar Schaß, wie man sieht, viel Mühe beim Säen von Zwiebeln.« Was meinen Großvater veranlasste zu antworten: »Das ist nur, Edmund Piepereit, damit ich im nächsten Herbst eine gute Ernte habe.«

Dieser Piepereit, er zitterte vor diesem Gedanken derart, daß er sich ohne Gruß umwandte, jene aufsuchte, die einer Meinung mit ihm gewesen waren, und ihnen auseinandersetzte, was ihn beschäftigte. Und so kam es, daß sich Schissomir bereit fand, Suleyken

die Poggenwiese zuzuerkennen für den Fall, daß Hamilkar Schaß, mein Großvater, auf die Zwiebelernte verzichtete. Was er auch tat.

Muss ich erzählen, welch ein Empfang ihm zuteil wurde, als er nach Suleyken zurückkehrte? Nur soviel möchte ich noch verlauten lassen, dass, auf allgemeinen Beschluss, der Poggenwiese ihr Name genommen und nach langer Gedankenarbeit geändert wurde in Hamilkars Aue — zur Erinnerung an den Sieg in der großen Konferenz von Schissomir.

Siegfried Lenz
Aus: So zärtlich war Sulezken.
Fischer Verlag 1995

Stowarzyszenie Mazurskie dziękuje swoim członkom, czytelniczkom i czytelnikom, autorkom i autorom, przyjaciołom oraz darczyńcom za ich życzliwość, dobrą wolę i okazane zrozumienie. Jesteśmy wdzięczni, że towarzyszyli nam Państwo na naszej drodze i zawsze z zainteresowaniem oraz życzliwością odnosili się do naszej pracy.

Dziękujemy Ministerstwu Spraw Wewnętrznych w Warszawie, Federalnemu Ministerstwu Spraw Wewnętrznych w Berlinie, Samorządowi Województwa Warmińsko – Mazurskiego, Związkowi Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno – Kulturalnych w Opolu za wsparcie finansowe naszych projektów.

Zarząd Stowarzyszenia Mazurskiego

Parafia Ewangelicko-Augsburska w Olsztynie

HISTORIA PARAFII

Społeczność ewangelicka, która od początku lat siedemdziesiątych XVIII wieku poczęła się organizować na Warmii, przez ponad sto lat nie miała w Olsztynie własnego kościoła.

Za zgodą władz, w 1773 roku przyznano ewangelikom salę refektarza na zamku olsztyńskim z przeznaczeniem na nabożeństwa, a w północnym skrzydle zamku wyznaczono dwa dalsze pomieszczenia – jedną izbę na przyszłą szkołę, a drugą na mieszkanie dla rektora.

Dnia 26 maja 1773 roku proboszcz Zacha z Olsztynka odprawił pierwsze ewangelickie nabożeństwo, w którym wzięło udział 200 wiernych z Olsztyna i okolic.

Dopiero od maja 1779 roku gmina miała własnego kaznodzieję. Pierwszym proboszczem, którego 5 czerwca 1783 roku wprowadzono w urząd, był Heinrich Reinhold Hein.

Zasłużył się tym, że w grudniu 1796 roku opublikował w „Preussisches Archiv" artykuł o Mikołaju Koperniku zwracając uwagę świata naukowego na działalność wielkiego astronoma w Olsztynie i informując o zachowanych jeszcze z XVI wieku śladach jego pobytu.

W 1825 roku parafia zakupiła od leśniczego Normanna dom na własną plebanię przy obecnej ulicy Stare Miasto 1. Budynek, wie-

lokrotnie remontowany, przetrwał wszelkie burze dziejowe. Stoi do dzisiaj i, podobnie jak w 1825 roku, służy olsztyńskim ewangelikom jako plebania.

Od roku 1828 ewangelicy podjęli starania o budowę własnego kościoła. Projekt opracował inspektor budowlany Schwinck, dostosowując go ściśle do wzoru, jaki wskazał Olsztynowi słynny architekt Karol Fryderyk Schinkel. Był to projekt dużego kościoła, nie został on jednak zrealizowany z braku funduszy.

W 1833 roku parafia zakupiła na budowę kościoła parcelę między zamkiem a rynkiem. Tam wzniesiony został w przyszłości kościół. Nim jednak doszło do jego budowy, minęło ponad 40 lat.

Ostateczna odmowa władz na przebudowę zamku, uchroniła szczęśliwie średniowieczną architekturę zamku i skierowała uwagę na zakupiony plac budowy. A że koszty materiałów budowlanych i robocizny niepomiernie wzrosły, powrócono do idei budowy mniejszego kościoła.Budowa kościoła (mniejszego od pierwotnych projektów) ruszyła wiosną 1876 roku. Kierownictwo budowy sprawował najpierw okręgowy budowniczy Mohr, a po jego służbowym wyjeździe do Ameryki – tę rolę przejęli: Puhlmann, a następnie Stolze, obaj pod nadzorem inspektora Schütte.

W piątek, 9 czerwca 1876 roku świętowano położenie kamienia węgielnego pod przyszły kościół. Olbrzymi głaz narzutowy przeciągnięto na plac i umieszczono na uprzednio umocnionym przez kamieniarzy i murarzy miejscu. Z tej okazji wmurowano akt erekcyjny. Jego treść została też opublikowana w „Evangelische Gemeindeblatt” (1876 nr 47).

Według kroniki kościelnej, kamień węgielny usytuowany jest wprost pod ołtarzem i obejmuje powierzchnię całej absydy. W tym głazie wykuto specjalny otwór, aby tam umieścić akt erekcyjny. Zanim to się stało, osobiście przez proboszcza wypisany na lnianym płótnie dokument umieszczono najpierw w kapsule szklanej, którą wykonała huta szkła w Jełguniu, a potem zamkniętą kapsułę włożono do mosiężnej tulei.

Wszelkie roboty kończące budowę i wystrój kościoła były gotowe 13 października 1877 roku. Tego dnia dokonano odbioru prac. Nowy kościół od początku wydawał się za mały, jak na ówczesną liczbę olsztyńskich wiernych, ale dobrze jest dostosowany do otoczenia. Ma wieżę o wysokości 40 metrów.

Na wieży umieszczone zostały trzy dzwony, odlane w firmie Petit & Edelbrock w Gescher (Westfalia). Ważą one: 250, 180 i 125 kilogramów. Na największym znajduje się napis: *Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. – Chwała Bogu na wysokościach a pokój na ziemi, i ludziom dobre upodobanie*, do którego dodano, również po niemiecku, następującą informację:

Te dzwony odlano za czasów, gdy proboszczem był A. Zapatka, a starszyzną kościoła: E. v. den Bringen, A. Harich, L. Herbst, W. Kothz, Ch. Preuss, A. Gothein. Drugi dzwon nosi inskrypcję: *Lobe den Herrn meine Selle. – Uwielbiaj duszo moja Pana,* a trzeci: *Ich bete, ich rufe, ich weine – Modlę się, wołam, płaczę.*

Miedzianą kopułę na szczycie wieży wykonał członek tutejszej parafii, mistrz blacharski Stark. Kuty żelazny krzyż na wieży, a także

krzyż na wschodnim szczycie, został wykonany przez parafianina, mistrza kowalskiego Calla-seniora.

Organy kościelne są dziełem znanej firmy Terletzkiego w Królewcu. Do wewnętrznego wystroju kościoła przyczynili się zborownicy, przekazując na ten cel datki.

Dzięki temu wnętrze kościoła zostało wyposażone w trzy okna ołtarzowe, te prace wykonała fabryka witraży dr Gidtmanna w Linnich. W kościele zawieszono dwa żyrandole, a także dwa trzyramienne lichtarze ścienne z brązu.

Dębowe podstawy masywnego ołtarza, ambony i chrzcielnicy wykonał warsztat stolarski Fr. Baeslacka z Pruskiej Iławki.

Do nowego kościoła trafiły dwa obrazy, które umieszczono w zakrystii: „Chusta Weroniki" oraz portret Marcina Lutra. Ze starych pomieszczeń na zamku przeniesiono drewniany korpus krzyża ołtarzowego.

Dnia 15 października 1877 roku odbyła się w Olsztynie uroczystość poświecenia kościoła. Proboszcz Albert Zapatka zanotował w kronice: „Otworzyłem kościół słowami: Klucze do kościoła są w moich i zboru rękach. *Weselę się z tego, że mi powiedziano: Do domu Pańskiego pójdziemy (Ps. 122,1). Otwórzcie mi bramy sprawiedliwości, a wszedłszy w nie będę wysławiał Pana*" (Ps. 118,19).

Wybudowany w 1877 roku kościół po dzień dzisiejszy służy parafii ewangelickiej.
Wiele razy dokonywano w nim remontów. Po raz pierwszy już w 1899 roku, a ostatni – wiosną 1998 roku przez obecnego probosz-

cza, ks. bp. Rudolfa Bażanowskiego.
Były to żmudne prace związane z uchronieniem samego budynku kościoła, jego murów zewnętrznych i wewnętrznych, zaatakowanych przez wilgoć.
W niedzielę, 31 października 1999 roku, odbyło się święto dziękczynne z okazji poświęcenia kościoła po remoncie. Zgodnie z uchwałą Rady Parafialnej, olsztyński Dom Boży ma odtąd swoją nazwę – Ewangelicki Kościół Chrystusa Zbawiciela. Dzięki powrotowi do dawnej kolorystyki i stałej konserwacji budynku, m.in. przez odsłanianie i zabezpieczanie polichromii, przywraca się świątyni jej pierwotny wygląd. ewangelickim kościele Chrystusa Zbawiciela w Olsztynie.

Starania olsztyńskich ewangelików o wybudowanie kościoła trwały około 50 lat. Dnia 9 czerwca 1876 r. gmina ewangelicka świętowała położenie kamienia węgielnego pod budowę świątyni.
Olbrzymi głaz narzutowy z przeznaczeniem na kamień węgielny przyciągnięto na plac budowy prosto z rzeki Łyny. Dzieła tego dokonał członek starszyzny kościelnej, a jednocześnie właściciel pobliskiego gospodarstwa nazwiskiem Kroll.
Jak podaje kronika parafialna ów kamień węgielny usytuowany jest pod ołtarzem, a zatem gdy duchowny odprawia nabożeństwo stoi *de facto* na kamieniu węgielnym. W głazie tym wykuto specjalny otwór, w którym umieszczono akt erekcyjny.
Ostatecznie po 18,5 miesiącach prac budowlanych, ewangelicki kościół przy olsztyńskim zamku został uroczyście poświęcony dnia 15 października 1877 r.
Pierwsze kazanie w nowym kościele wygłosił jego budowniczy – proboszcz Albert Zapatka (Sapatka).

Kościół wybudowano w stylu neogotyckim, a jego wnętrze odznacza się prostotą i skromnością. Wieża kościoła liczy około 40 m. Zaplanowano miejsca siedzące dla około 700 osób łącznie z chórami (boczne empory). Kościół jest wysoki, ma dobrą akustykę i jest dobrze wkomponowany w otoczenie. Na wieży kościoła zostały umieszczone trzy dzwony ważące odpowiednio 250 kg, 180 kg i 125 kg. Organy w kościele są dziełem znanego organmistrza Maxa Terletzkiego z Królewca i jego firmy. Do wewnętrznego wystroju kościoła przyczynili się zborownicy, przekazując na ten cel datki, za które wykonano trzy okna ołtarzowe z witrażami, zakupiono dwa żyrandole oraz dwa lichtarze ścienne z brązu, zainstalowano lampy na emporach, a także udekorowano ołtarz. W roku 1881 na Boże Narodzenie po raz pierwszy w historii olsztyńskiej parafii ustawiono przy ołtarzu ozdobioną choinkę. W tym samym roku kościół ogrodzono. Pierwszego remontu kościoła dokonano w 1889 r. Zainstalowano wówczas system ogrzewczy i założono oświetlenie elektryczne. Wtedy też rozbudowano boczne skrzydła empor i odmalowano wnętrze kościoła.
Podczas I wojny światowej oprócz tradycyjnych nabożeństw w kościele często odbywały się spotkania modlitewne, w których licznie uczestniczyły kobiety, których mężowie walczyli i ginęli na frontach.

Na podstawie zachowanych dokumentów trudno natomiast ustalić, kiedy odbyło się pierwsze nabożeństwo po II wojnie światowej. W 1945 r. kościół był zamknięty.
Organizujące się na zamku muzeum przez pewien czas miało tu swój magazyn. Nabożeństwa odbywały się na plebanii w dawnej salce konfirmacyjnej zmienionej na kaplicę. Formalnie parafia w

Olsztynie zaczęła się organizować na przełomie 1945 i 1946 r. Wówczas placówkę objął i osiadł tu z rodziną ksiądz Edmund Friszke. W pierwszym powojennym okresie na nabożeństwach w kościele zbierało się niewielu wiernych. Zimą, gdy były mrozy, kościół nie był używany. W Wigilię Bożego Narodzenia 1946 r. nabożeństwo odbyło się w ogrzewanym kościele. Dopiero w połowie lat 50-tych, staraniem wiernych, we wnękach okiennych założono dość gęste druciane siatki chroniące szyby przed ich wybiciem przez wandali.

Pierwsza powojenna konfirmacja w parafii, do której przystąpiło 19 osób odbyła się w olsztyńskim kościele 13 października 1946 r. Dnia 16 listopada 1969 r. na proboszcza parafii został wybrany ksiądz Franciszek Duda, który w maju 1970 r. przeprowadził się do Olsztyna z Ostródy. Podczas jego służby, która trwała do 1997 r. zostało odmalowane wnętrze kościoła, a w 1975 r. przeprowadzono kapitalny remont plebanii.

W latach 80-tych miało miejsce włamanie do kościoła. Skradziono wtedy naczynia liturgiczne oraz odnalezione w 1945 r. na powojennym gruzowisku na Targu Rybnym lichtarze. W latach 90-tych ksiądz konsenior Franciszek Duda przeprowadził remont kościelnego dachu i wieży kościelnej. Wiosną 1997 r. ksiądz Franciszek Duda przeszedł w stan spoczynku. Nowym proboszczem został ksiądz Rudolf Bażanowski, dotychczasowy proboszcz parafii w Kętrzynie. Od 1992 r. ksiądz Rudolf Bażanowski sprawował urząd biskupa Diecezji Mazurskiej.

Swoją pracę ksiądz biskup rozpoczął od generalnego remontu całej plebanii, od piwnic po dach. Zajął się także remontem popadającej w ruinę organistówki.

Największym i najpoważniejszym przedsięwzięciem stały się

trwające od wiosny 1998 r. roboty związane z ratowaniem kościoła przed postępującym na skutek działania grzybów, bakterii i wilgoci zniszczeniem powodującym pękanie ścian. Użyto wówczas ogromnych ilości środków chemicznych w celu zwalczenia grzybów i bakterii, a następnie zabezpieczone mury zostały poddane osuszaniu.

Wewnątrz usunięto stare warstwy farby i przywrócono dawną kolorystykę, podobną do tej jaką otrzymał kościół w 1877 r. Dalsze prace konserwatorskie, które wykonano w późniejszym terminie to przywrócenie dawnej kolorystyki empor i prospektu organowego oraz renowacja stropów. Wszystkie ważne prace, mające na celu zabezpieczenie i odnowienie budynku kościelnego zakończono jesienią 1999 r. Wymienione działania były możliwe dzięki ofiarności wielu darczyńców z kraju i z zagranicy, którzy wsparli remont, gdyż bez ich hojności, własnymi siłami małej parafii, ten ogrom prac nie byłby możliwy do realizacji. W niedzielę 31 października 1999 r. odbyło się święto dziękczynne z okazji poświęcenia kościoła po remoncie. Zgodnie z uchwałą Rady Parafialnej Dom Boży ma odtąd nazwę Ewangelicki Kościół Chrystusa Zbawiciela. Od jesieni 2000 r. ze środków miejskiego konserwatora zabytków w Olsztynie podjęto zabezpieczanie polichromii na emporach, a także dzięki dotacji z Fundacji Współpracy Polsko-Niemieckiej przystąpiono do remontu i zabezpieczenia drewnianego stropu. W następnych latach kościół został otoczony nowym ogrodzeniem. W tej postaci służy ewangelikom do dziś. W lutym 2018 r. zakończył swoją służbę duszpasterską ksiądz biskup Rudolf Bażanowski.
Obecnie proboszczem parafii jest ksiądz Łukasz Stachelek.

Stan polskiego czytelnictwa

Dane pochodzą z raportu Biblioteki Narodowej i dotyczą roku 2025

W roku 2025 roku jedną książkę przeczytało 41% ankietowanych. Książki czytają częściej kobiety niż mężczyźni (odpowiednio 47% i 34%), osoby młode (56% badanych w wieku 15–18 lat), mieszkańcy miast co najmniej pięćsettysięcznych (71%), a więc takich, w których dostęp do książek i innych dóbr kultury jest stosunkowo łatwy.

Książki w formie papierowej drukowane są bardziej popularne niż w wydaniu cyfrowym. Znaczyć trzeba, że osoby czytające dużo, a zwłaszcza stosunkowo młode, częściej niż pozostałe czytają na ekranach urządzeń mobilnych. Czytane w 2025 roku książki najczęściej kupowano – on-line albo w księgarniach stacjonarnych.

Kto czyta najwięcej?

Najwięcej czytają uczniowie i studenci (64% badanych), drugie miejsce zajmują absolwenci wyższych uczelni (54%)

Podobnie jak w poprzednich latach kobiety czytają częściej niż mężczyźni – odpowiednio 47% i 34%. Może to wynikać z dłuższego okresu edukacji kobiet oraz większej trwałości nawyków czytelniczych po ukończeniu studiów.

Czytelnictwo różni się w zależności od miejsca zamieszkania. Najmniej czytają mieszkańcy wsi oraz miast do 200 tys. mieszkańców, najwięcej – mieszkańcy największych miast liczących

W 2025 roku wzrosło znaczenie bibliotek publicznych. Korzysta z nich 19% czytelników. Najczęściej czytamy kryminały i powieści sensacyjne, literaturę obyczajowo-romansową, rzadziej fantastykę. Czytelnicy chętnie sięgają także po książki non-fiction, zwłaszcza dotyczące historii XX wieku. Ważne miejsce zajmuje też klasyka literatury – przede wszystkim polskiej. Współczesną literaturą interesuje się 14% czytelników. Najczęściej czytane książki to: kryminalno-sensacyjne, obyczajowo-romansowe, w mniejszym stopniu fantastyka. Literatura sensacyjno-kryminalna łączy czytelników z różnych światów społecznych, przy czym częściej są to czytelniczki i mieszkańcy wielkich miast. Literaturę romansowo-obyczajową czytają przede wszystkim kobiety: 30% czytanie książek i tylko 4% – mężczyźni. Powieści romansowo -obyczajowe krążą przede wszystkim w kręgach koleżeńskich, wspieranych mediami społecznościowymi i radą bibliotekarską, chętnie też są kupowane i wypożyczane z bibliotek publicznych. Historyczne powieści obyczajowe częściej czytają kobiety powyżej 24 roku. Natomiast utworami fantastycznymi interesują się bardziej mężczyźni i czytelnikami tej literatury są dzieci i młodzież. Co ciekawe, że aż 21% czytanych powieści fantastycznych zostało napisanych przez autorów już wcześniej znanych czytelnikom, co świadczy o trwałych gustach czytelniczych w tej dziedzinie twórczości. Najmniej czytelników jest na wsiach i w miastach do 200 tys. mieszkańców, a najwięcej w miastach co najmniej pięćsettysięcznych a zależy to od położenia geograficznego: we wsiach oraz w miastach położonych wokół dużych metropolii mieszka wiele osób dojeżdżających do pracy wymagającej wyższego wykształcenia, a więc takich, których przeciętnie częściej czytają książki.

Rok 2025 był kolejnym okresem wzrostu znaczenia i widoczności bibliotek publicznych, zarówno jako źródła czytanych książek, jak i miejsca osobistych odwiedzin, niekoniecznie związanych z wypożyczaniem książek do domu.

W przypadku bibliotek naukowych od dłuższego czasu daje się zaobserwować spadek wypożyczeń książek, co jest spójne ze wskazaniami respondentów biorących udział w badaniu czytelnictwa BN. Z kolei korzystanie ze zbiorów cyfrowych opłacanych i udostępnianych przez biblioteki akademickie i naukowe odbywa się zdalnie i w wielu przypadkach nie wymaga osobistych odwiedzin w siedzibach bibliotek.

Gusta czytelnicze w tej dziedzinie są różne – w 2025 roku tylko jeden autor, George Orwell, został wymieniony przez więcej niż 1% czytelników Z literatury najnowszej, podobnie jak w poprzednich dwóch latach, szerszym zainteresowaniem czytelniczym cieszyła się proza Jakuba Żulczyka i Szczepana Twardocha.

Z badań Eurostatu wynika, że najwięcej czytają mieszkańcy Szwajcarii. Więcej od Polaków czytają też Czesi, Węgrzy i Słowacy. Na szczycie listy znaleźli się Luksemburczycy (43,4 proc.), Duńczycy (36,1 proc.), Estończycy (34,3 proc.) i Hiszpanie (34,3 proc.). Średnia dla całej Unii Europejskiej wyniosła blisko 27 proc. Powyżej niej uplasowali się mieszkańcy Czech (31,8proc.),, Węgier (ok. 30 proc.) i Słowacji (29,3 proc.).

Wysokie wyniki osiągają również m.in. Szwecja, Finlandia, Holandia, Irlandia oraz Czechy, **Polska** znajduje się w środkowej części zestawienia.

Roman Chymkowski Izabela Koryś Zofia Zasacka
https://www.bn.org.pl/download/document
opracowanie: redakcja

Od redakcji:
Zanim przejdziemy do artykułu, przedstawiamy słownik wyrazów, związanych z jego treścią.

Sstruktura naszego społeczeństwa według demografów:

Baby Boomers -. 1946–1964

Pokolenie X: 1965–1980

Pokolenie Y (Millenialsi). 1981–1996

Pokolenie Z: 1997–2012

Pokolenie Alpha: Rok urodzenia: po roku 2012

Scrollować - przewijać treść na ekranie urządzenia elektronicznego (komputera, smartfona, tabletu) w górę, w dół, w lewo lub w prawo;
Chata GPT - sztuczna inteligencja po polsku, bez rejestracji i logowania. Wytłumaczy pismo, zrobi dokument i zmieni zdjęcie;
fake – wiadomość nieprawdziwa;
deepfake - wygenerowane lub zmanipulowane przez sztuczną inteligencję obrazy, treści dźwiękowe lub treści wideo, które przypominają istniejące osoby, przedmioty, miejsca, podmioty lub zdarzenia, które odbiorca mógłby niesłusznie uznać za a u - tentyczne lub prawdziwe;
AI – sztuczna inteligencja**:**

Co trzeci młody wierzy w fejki, połowa boi się AI. Tak wygląda Polska online

Internetowi coraz mniej wierzymy, ale żyć bez niego już nie umiemy. Sytuacja jest schizofreniczna. Kiedy dzieje się coś złego, odruch mamy ten sam: sięgamy po telefon. Ponad połowa Polaków przyznaje, że w sytuacji kryzysu pierwszych informacji szuka w internecie, chociaż równocześnie rośnie przekonanie, że sieć jest mało wiarygodnym źródłem. Scrollujemy, wątpimy, denerwujemy się - i nie wychodzimy. Niedawno ukazał się na ten temat raport „Internet oczami Polaków w różnym wieku".
Co z niego wynika?
Zetki spędzają online po ponad 9 godzin dziennie, coraz częściej przyznają, że uwierzyły w fake newsa i masowo korzystają z Chata GPT, żeby zdobyć „wiedzę ekspercką". Osoby po 60. mówią, że nie dają się nabrać i że „tam same bzdury". Między tymi dwoma światami rozciąga się codzienność większości z nas: chcemy, żeby internet był użyteczny i bezpieczny, ale po cichu godzimy się na to, że taki nie jest.
(Raport z badań realizowany w ramach zadania 5.5. Narodowego Programu Zdrowia: którego celem była „Analiza rozpowszechnienia zjawiska nadużywania mediów elektronicznych wśród dzieci w wieku 7-14 lat- w samoopisowej ocenie samych uczniów oraz obserwacyjnej ocenie ich rodziców/opiekunów.")

Badania przeprowadzono dwa lata temu wykazały, że ze smartfonu korzysta codziennie aż 86 proc. uczniów podstawówek, a 19 proc. z nich robi to przez niemal cztery godziny dziennie. Głównie

do komunikacji z rówieśnikami i rozrywki.
Z drugiej strony 84 procent z nas jest online kilka razy dziennie, a większość spędza w sieci od trzech do pięciu godzin. To deklaracje. Zeszłoroczne dane portalu Data Reportal mówią o średnio 6 godz. 17 min (do tego dochodzi trzy godziny oglądania telewizji). Sytuacja jest schizofreniczna: z jednej strony zaufanie do Internetu jako źródła informacji spada – według raportu Nexery z 49 proc. do 39 proc. w skali roku. Nie ufamy, a i tak szukamy tu informacji. Sieć pozostaje dla ponad połowy Polaków pierwszym miejscem sprawdzania wiadomości, podejmowania codziennych decyzji i szukania eksperckiej wiedzy.
Dziś 77 proc. dorosłych Polaków korzysta z internetu - wynika z danych CBOS. To prawie wszyscy, biorąc pod uwagę, że dostęp do sieci ma już 95 proc. gospodarstw domowych. Internet stał się podstawową usługą jak prąd i woda.

Wszyscy online, każdy inaczej

- Tego czasu jest z roku na rok coraz więcej. Ponad 86 procent dzieci poniżej 13. roku życia loguje się do mediów społecznościowych, chociaż teoretycznie nie powinny mieć do nich dostępu, bo ograniczenia wiekowe mówią o takiej granicy wieku - mówi dr Jacek Karaś z Katedry Informatyki UŁ. Ale, co ciekawe, kontrolę nad własnym czasem online deklaruje tylko co trzecia Zetka, 41 proc. pokolenia X i niecała połowa Boomersów. Badani przyznają, że częściej kontrolują czas swoich dzieci spędzony w sieci, niż swój własny.
Jacek Karaś w kontekście nadużywania technologii mówi o higienie cyfrowej i możliwej prewencji. To nie tak, że wszyscy jesteśmy zanurzeni w sieci i nie możemy z tym nic zrobić: - Umówili-

śmy się, że w przestrzeni miejskiej nie przekroczymy 50 km/h. Ale logicznie nie ma żadnych przeciwwskazań, żeby samochody nie mogły jeździć szybciej, mają przecież tę możliwość. Tylko umówiliśmy się na prędkość, przy której kierowca jest w stanie zareagować, a prawdopodobieństwo śmiertelnego wypadku jest niskie. Z technologią jest tak samo, ale jeszcze tego nie zauważamy, nie widzimy potrzeby ograniczania się - mówi ekspert.

Jacek Karaś w kontekście nadużywania technologii mówi o higienie cyfrowej i możliwej prewencji. To nie tak, że wszyscy jesteśmy zanurzeni w sieci i nie możemy z tym nic zrobić: - Umówiliśmy się, że w przestrzeni miejskiej nie przekroczymy 50 km/h. Ale logicznie nie ma żadnych przeciwwskazań, żeby samochody nie mogły jeździć szybciej, mają przecież tę możliwość. Tylko umówiliśmy się na prędkość, przy której kierowca jest w stanie zareagować, a prawdopodobieństwo śmiertelnego wypadku jest niskie. Z technologią jest tak samo, ale jeszcze tego nie zauważamy, nie widzimy potrzeby ograniczania się - mówi ekspert.

Badanym, niezależnie od wieku, trudno było stwierdzić, czy internet, to wiarygodne źródło informacji i dostęp do wiedzy eksperckiej. Deklarowali za to chętne korzystanie z Chata GPT. Szczególnie ci, między 15. a 27. rokiem życia.

Jacek Karaś w kontekście nadużywania technologii mówi o higienie cyfrowej i możliwej prewencji. To nie tak, że wszyscy jesteśmy zanurzeni w sieci i nie możemy z tym nic zrobić: - Umówiliśmy się, że w przestrzeni miejskiej nie przekroczymy 50 km/h. Ale logicznie nie ma żadnych przeciwwskazań, żeby samochody nie mogły jeździć szybciej, mają przecież tę możliwość. Tylko umó-

wiliśmy się na prędkość, przy której kierowca jest w stanie zareagować, a prawdopodobieństwo śmiertelnego wypadku jest niskie. Z technologią jest tak samo, ale jeszcze tego nie zauważamy, nie widzimy potrzeby ograniczania się - mówi ekspert.

Jednocześnie 39 procent z nich przyznawało, że co najmniej raz uwierzyło w fake newsa, który wyglądał na wiarygodny. A to tyl

Fake newsy, które połykamy mimowolnie.

Badanym, niezależnie od wieku, trudno było stwierdzić, czy internet, to wiarygodne źródło informacji i dostęp do wiedzy eksperckiej. Deklarowali za to chętne korzystanie z Chata GPT. Szczególnie ci, między 15. a 27. rokiem życia.

Co ciekawe, stereotypowe przekonanie, że najmłodsi ślepo ufają temu, co zobaczą online, nie wygrywa starcia z rzeczywistością. Dla pokolenia Alfa najbardziej zaufanym źródłem informacji są rodzice (91 procent). 43 procent z nich wskazuje dodatkowo na nauczyciela/nauczycielkę, a co piąte dziecko darzy zaufaniem koleżanki/kolegów i szerzej znajomych.

Po drugiej stronie stoją najstarsi użytkownicy - ponad połowa z nich uważa, że nigdy nie uwierzyło w fake newsa. Z kolei 44 procent twierdzi, że w ostatnim czasie nie zauważyło żadnego zagrożenia w sieci. Brzmi budująco, ale eksperci od cyberbezpieczeństwa kręcą głową: to raczej brak świadomości niż realna odporność. Przemysław Wiśniewski z Fundacji Age Hub zauważa w raporcie, że osoby starsze rzadziej są w stanie weryfikować źródła i rozpoznawać manipulacyjne komunikaty. To czyni je bardziej

Najbardziej wstrząsająca liczba z raportu? 50 proc. nastolatków zna kogoś, kto padł ofiarą oszustwa online. W klasach 7–8 - aż 70 procent. Za tymi liczbami kryją się konkretne mechanizmy: dzieci i młodzież coraz częściej padają ofiarą „przyjacielskich" prób wyłudzenia danych, fałszywych konkursów, gier online proszących o dane logowania czy fikcyjnych sklepów z tanimi skinami do gier.

AI: lekarstwo na dezinformację czy jej nowa odsłona?

W tej cyfrowej kakofonii pojawia się nowy bohater: sztuczna inteligencja. Według badania co czwarty Polak korzysta z rozwiązań AI przynajmniej raz w miesiącu, a 17 procent - co tydzień lub częściej. Najczęściej do pozyskiwania informacji, tłumaczeń i nauki. W skrócie: nie wierzymy Internetowi, ale chętnie wierzymy streszczeniom Internetu.

Dane pokazują, że: 48 procent używa AI do zdobywania informacji, 34 procent. do tłumaczeń, 24 procent do nauki i pracy. I - co istotne - młodzi potrafią odróżnić treści tworzone przez AI znacznie lepiej niż starsi. To deklaruje 63 procent Zetek. I tylko jedna czwarta Boomersów.

Tymczasem inne badania pokazują, że problem braku świadomości nie dotyczy tylko zwykłych użytkowników, ale także całych organizacji.

Jak wynika z raportu ESET „Cyberportret polskiego biznesu 2025", ponad połowa pracowników w Polsce – 58 procent – nie wie, czym jest deepfake, czyli realistyczna, ale całkowicie fałszywa treść wygenerowana przez sztuczną inteligencję. instytucji i firm.

Co trzeci pracownik uznał materiały stworzone przez algorytmy za w pełni autentyczne. To pokazuje, że problem niewiedzy i zaufania wobec AI zaczyna wykraczać daleko poza sferę prywatną - dotyka bezpieczeństwa całych instytucji i firm.dany przyznał, że zdarzyło mu się przekazać narzędziom AI poufne informacje firmowe: od danych finansowych po dokumenty objęte tajemnicą służbową. Co trzeci pracownik uznał materiały stworzone przez algorytmy za w pełni autentyczne. To pokazuje, że problem niewiedzy i zaufania wobec AI zaczyna wykraczać daleko poza sferę Co piąty badany przyznał, że zdarzyło mu się przekazać narzędziom AI poufne informacje firmowe: od danych finansowych po dokumenty objęte tajemnicą służbową. Co trzeci pracownik uznał materiały stworzone przez algorytmy za w pełni autentyczne. To pokazuje, że problem niewiedzy i zaufania wobec AI zaczyna wykraczać daleko poza sferę prywatną - dotyka bezpieczeństwa całych instytucji i firm.

Odwrotu od sieci autorzy raportu nie widzą. Wręcz przeciwnie. W praktyce to raczej etap, w którym użytkownicy zaczynają zdawać sobie sprawę z ryzyk, ale nie znajdują dla Internetu alternatywy. Korzystają więc dalej - z większą ostrożnością, lecz wciąż bardzo intensywnie. Z raportu wyłania się jedno z najważniejszych wyzwań na najbliższe lata: jak nauczyć się funkcjonować w środowisku, którego nie da się opuścić, a któremu nie wypada już bezwarunkowo wierzyć.

Katarzyna Stefańska Dziennikarka łódzkiej „Wyborczej". Pisze o edukacji i sprawach społecznych.

https://lodz.wyborcza.pl/lodz 22.11.2025, 08:15

WIELKA KONFERENCJA

**NIEKIEDY, JAK POKAZUJE ŻYCIE,
człek mniema, iż coś posiada,
tylko dlatego że przyzwyczaił się do myśli
o posiadaniu tego czegoś.**

Fakt takowy zaistniał w przypadku tak zwanej sulejkowskiej Żabiej Łąki, pewnego bagnistego skrawka ziemi, na którym pełno było rechotu kumkających żab, pojedynczego buczenia trzmieli, nieustannego pisku i świergotu. Sulejowianie uważali rzeczona Żabią Łąkę za swoja prawowitą własność, dlatego też wypuszczali na nią bez żadnej złej myśli swoje sławetne owce, swoje konie, krowy, żeby już nie wspomnieć o kaczkach, które nieodparcie ciągnęły do rowów.

1 wszystko, powiedzmy sobie, było dobrze – tylko że nikt nie liczył lat, dopóki tak było. Aż tu któregoś dnia pewien człowiek z Schissomiru nazwiskiem Edmund Piepereit zzuł buty, wszedł, brodząc, do rowu i pochwycił sporego sulejowskiego kaczorka, znakiem tego, że Żabia Łąka wedle prawa należała do Schissomiru. Stad też, jak mniemał ów człowiek, wolno mu było potraktować kaczorka jako w pewnym sensie dobro przybrzeżne.

1 teraz pewnie chcielibyście wiedzieć, jak zachowały się Sulejki. A więc najpierw nalegały na zapłatę, po czym zaczęty uważnie nasłuchiwać odzewu, a kiedy z żadnej strony się go nie doczekały, uzmysłowiły sobie bolesna bezradność. Albowiem tak zwana Ża-

bia Łąka okazała się własnością sporną – pod czym należy rozumieć, że zarówno Sulejki, jak i Schissomir uważały rzeczoną łąkę za swoją własność.

A ponieważ żadna łąka, co dla każdego było jasne, nie mogła mieć dwóch panów, zwołano to, co w podobnych przypadkach po wielekroć się sprawdziło: mianowicie konferencję.
Konferencja ta zaś miała odbyć się w Schissomirze, uładzić spór i Żabią Łąkę przyznać temu, kto najskuteczniej potrafi udowodnić swoje prawo własności. Ogólnie rzecz biorąc, konferencja, jak można sobie wyobrazić, po obu stronach wzbudziła wielkie nadzieje.

W Sulejkach wybrano zatem przedstawiciela, co do którego można było przypuszczać, że znajdzie najbardziej skuteczne słowa dla udowodnienia praw własności. Jest więcej niż jasne jak na dłoni, że wybrany został nie kto inny jak mój dziadek, Hamilkar Schass, który z powodu swego zaangażowania w literaturę zdobył sobie oczywistą sławę sulejowskiego uczonego w piśmie.
No i dobrze.
Kto zna Sulejki, ten może łatwo sobie wyobrazić, co mój dziadziuś otrzymał jako wyposażenie: podkolanówki z owczej wełny i znaczki na listy, wędzone mięso i agrafki, nauszniki, śpiewnik, placek z kruszonką, nowiusieńki bat, dalej, dwa kilo niegręplowanej wełny, pasek rzemienny, no i oczywiście lektury i jeszcze raz lektury, na które składały się przede wszystkim nie najnowsze już, ale w uszanowania godnym stanie utrzymane egzemplarze Kalen-

darza Mazurskiego. Wziąwszy wszystko razem, było tego mniej więcej dwie pełne furmanki, które mój antenat otrzymał w charakterze wyposażenia na konferencję.

Hamilkar Schass, mój dziadziuś, uważał przy tym za szczególnie ważne zabrać na konferencję torebkę nasion cebuli, a to mianowicie z tego powodu, że wierzył niezłomnie, iż cebula dobra jest na uskrzydlenie umysłu. Zajadał ją z równą namiętnością, z jaką rzucał się na swoje lektury i wzbraniał się przed wyjazdem tak długo, dopóki nie było odpowiednich torebek z nasionami cebuli. Tak, a potem ruszył w drogę odprowadzany życzeniami błogosławieństwa od sulejowian, ruszył w podróż prosto w jaskinię lwa, jaką był Schissomir.

A Schissomir zaiste w pełni rozumiał wagę i znaczenie tejże konferencji – w razie wątpliwości co do tego wystarczy tylko zwrócić uwagę na następujące fakty: po pierwsze, mojemu dziadziusiowi wyznaczono jedną z najlepszych chałup w całym Schissomirze, po drugie, do tego ogródek, po trzecie, wszelkiego rodzaju wyszukane wygody jak ceber ze szczotką, kawałek mydła, ławeczkę przed chałupą, gdzie by mógł sobie podumać, i o czym nie wolno zapomnieć, mech między podwójnymi oknami na przypadek, gdyby zimą ciągnęło. Dano mu czas na urządzenie się, w ogóle nie nalegano na pośpiech, więc mój dziadziuś w celu duchowego przestawienia się na ową konferencję oddał się na kilka tygodni nieróbstwu.

W końcu jednak czas nadszedł .
Termin konferencji został określony i ustalony.

Ustalono ją na szóstą rano, żeby każdy był świeży i wypoczęty. Naprzeciw siebie zasiedli Hamilkar Schass z Sulejek i Edmund Piepereit z Schissomiru, ten sam, który z któregoś tam rowu poniósł byt do domu kaczorka, traktując go jako przybrzeżną zdobycz.
Pierwsze posiedzenie, jeśli można to tak nazwać, miało następujący przebieg: powitano się, zjedzono olbrzymią patelnię jajecznicy, śmiano się i wypowiadano prognozy co do owsa. 1 obecni już prawie by się rozeszli, gdyby onże Piepereit nie przypomniał o kaczorku, którego jego żonka właśnie piekła na tenże wieczór. Wstał więc ów człek, przybrał nawet specjalnie uroczystą pozę i powiedział:

– A co się tyczy tej Żabiej Łąki, to rzecz jasna należy ona do Schissomiru.
Na co Hamilkar Schass, mój dziadziuś, uniósł głowę z widocznym zdumieniem i odparta
– Widzę, Edmundzie Piepereicie – odparł – że brak tobie elementarnych form uprzejmości.

Po czym podniósł się i podreptał do swojej chałupy, skąd zabrał szpadel i udawszy się z nim do ogródka, ostro zabrał się do urządzenia większej ilości grządek pod cebulę. A że akurat była po temu pora, więc wysiał tę, cebulkę, która po zbiorze służyć miała

uskrzydleniu jego umysłu. Kiedy zaś już się z tym uporał, siadł na ławeczce i pogrążył się w zadumie.

Przed ludźmi z Schissomiru nie mógł się ukryć taki sposób spędzania czasu; dostrzegli to i wyprowadzili wnioski na temat stosunku mojego dziadka wobec czasu. Zaczęli też przeczuwać, że człowiek ten znał się na czymś takim jak przeczekanie.

Po upływie, powiedzmy, paru dalszych tygodni – cebulka wybita się już na światło dzienne – zarządzono ponowne posiedzenie. Obecni byli ci sami panowie, co podczas pierwszego, jedzono również to samo.
Po kilku słowach wstępu wspomniany Piepereit odezwał się następującymi słowy:
– Jest to dla nas zaszczyt – powiedział – świadczyć gościnę takiemu człowiekowi jak Hamilkar Schass, delegat z Sulejek. Świadczyć jemu właśnie to nawet zaszczyt szczególny, albowiem jest on biegły w niejednej lekturze, potrafi znaleźć słowa, jakie mało kto potrafi znaleźć, a wreszcie znany jest i ceniony jego rozsądek. Wątpić w jego rozsądek nie odważy się nikt, a już w ogóle w tym przypadku, gdy chodzi o Żabią Łąkę. Bo przecież od czasu, kiedy żyli tu rycerzykowie, od czasów Jagiełły czy jakoś tak, Żabia Łąka, co każdy rozsądny człek przyzna, zawsze należała do Schissomiru. 1 jeśli nawet niewiele robiono sobie z jej posiadania, to była to nasza łąka i niech to diabli, nasza zostanie ze wszystkim, co sobie na niej lubi paradować czy kwakać. Tylko prostak mógłby w to wątpić.

Ledwo skończył mówić, a już wstał Hamilkar Schass, mój dziadek, skłonił się uprzejmie i oznajmił:
– Właściwie – oznajmił – powinien już być czas na tę cebulkę. W samej rzeczy spuściłem ją na parę dni z oka. Ale to da się nadrobić.

1 już był na dworze, poczłapał do swojego ogródka, siadł na ławce i oddał się obserwowaniu wzrastającej cebuli. Ludzie zaś z Schissomiru powałęsali się tymczasem wokół jego grządek z cebulą, wnikliwie obserwując tego, który siedział sobie na ławeczce i popadli w przygnębienie, widząc pewną siebie minę Hamilkara Schassa.
Tu i ówdzie pojawiła się troska – troska, albowiem zdano sobie sprawę z tego, że chałupa, w której zamieszkał mój dziadek, jak i wyszukane jedzenie, którego trzeba mu było dostarczać, bądź co bądź kosztowało nieco – i to mianowicie więcej, niż początkowo myślano.

Wyrozumie zatem każdy, że wskutek tego parli do trzeciego posiedzenia, które przebiegło w równie przemiły sposób. Była pieczona kaczka, było czerwone wino i podpłomyki, po czym dano Hamilkarowi Schassowi, mojemu dziadkowi, w dyskretny, ba, nawet ostrożny sposób do zrozumienia, że Żabia Łąka jak świat światem należała do Schissomiru. Chyba sam jest w stanie to zrozumieć.

Na co Hamilkar Schass powiedział tylko:
– Akurat nadeszła pora na cebulkę. Mógłbym właściwie od razu zacząć zbiór. – Po czym pożegnał się uprzejmie i wrócił do swoich grządek.

Czy można już zorientować się, w jakim kierunku zdąża zakończenie sprawy?

Mimo to chciałbym je opowiedzieć. Minęła jesień, nadeszła i przeminęła zima, już i wiosna słała pozdrowienia, stojąc – jak się to mówi – u progu Schissomiru, a tymczasem wciąż jeszcze posiedzenia nie przynosiły żadnej decyzji.

Onże Piepereit, któremu udzieliła się niecierpliwość jego mocodawców, zaproponował pewnego dnia całkiem niespodziewanie, żeby może podzielić tę Żabią Łąkę – do tego dojrzała już sytuacja w Schissomirze.
Ale Hamilkar Schass łagodnie i uprzejmie oddalał się do swego ogródka i wyrywał cebulki mające służyć uskrzydleniu ducha.
W końcu jednak godzina wybiła: wczesną wiosną, zanim ktokolwiek o tym pomyślał, mój dziadziuś pojawił się w ogródku, aby wyhodować swoją cebulkę na następną jesień.

Pracował tak sobie poczciwie i niewinnie, kiedy niespodzianie zjawił się Edmund Piepereit i z nader przerażonym wyrazem twarzy zauważył:
– Jak widać, Hamilkarze Schassie, trudzisz się wielce przy siewie cebulki.
Co mego dziadka skłoniło do odpowiedzi:
– Tylko dlatego, Edmundzie Piepereicie, żebym następnej jesieni miał dobry zbiór.

Zatrząsł się Piepereit na myśl o tym do tego stopnia, że obrócił się bez pozdrowienia, poszukał tych, którzy byli z nim jednakowych zapatrywań i wyłożył im to, co go tak zaprzątnęło.
1 tak doszło do tego, że Schissomir wyraził gotowość przyznać Żabią Łąkę Sulejkom, jeśli tylko Hamilkar Schass, mój dziadek, zrezygnuje z cebulek. Co też i uczynił.

Czyż muszę opowiadać, jakie zgotowali mu przyjęcie, kiedy wrócił do Sulejek? Chciałbym rzec jeszcze tylko tyle, że na skutek powszechnej decyzji odebrano Żabiej Łące jej nazwę i po długich, debatach zmieniono ją na Błonie Hamilkara – ku upamiętnieniu zwycięstwa odniesionego podczas wielkiej konferencji
w Schissomirze.

Siegfried Lenz
„Słodkie Sulejki"
Borussia 2013
Tłumaczenie: Marianna Świątek

Co myślą pisarze o czytaniu książek?

Wiemy, że czytanie książek daje wiele korzyści. Relaksują, poszerzają wiedzę, dają poczucie dobrze wykorzystanego i mile spędzonego czasu. Tak naprawdę pozytywnych czynników jest wiele. To bezcenna czynność, która niestety powoli zanika. Jedną z przyczyn jest szybki rozwój technologii, a co za tym idzie życie w pośpiechu. Niestety, ludzie nie zdają sobie sprawy jak ważne jest czytanie dla naszej psychiki. (pisaliśmy o tym w numerze październikowym „Masurische Sttorchenpost").
Pisarze piszą książki. A co myślą o czytaniu?

Wisława Szymborska:
Czytanie książek to najpiękniejsza zabawa,
jaką sobie ludzkość wymyśliła.
Olga Tokarczuk - Księgi Jakubowe
Jest czytelnik gąbka, czytelnik lejek, czytelnik cedzidło i czytelnik sito. Gąbka wchłania w siebie wszystko, jak leci, jasne jest, że potem dużo z tego pamięta, lecz nie umie wydobyć najważniejszego. Lejek - przyjmuje jednym końcem, drugim zaś wszystko, co przeczytane, z niego wylatuje. Cedzak przepuszcza wino, a zatrzymuje winny osad; ten w ogóle nie powinien czytać i lepiej, żeby zajął się rzemiosłem. Sito zaś oddziela plewy, żeby otrzymać najlepsze ziarno.Gdyby Ludzie czytali te same książki, żyliby w tym samym świecie

Umberto Eco
Kto czyta książki, żyje podwójnie

Carlos Ruiz Zafón
Czytać to bardziej żyć, to żyć intensywniej. Czytelnik może żyć życiem tysiąca ludzi, zanim umrze.(…)
Człowiek, który nie czyta, ma tylko jedno życie.

Janusz Korczak Ilekroć, odłożywszy książkę, snuć zaczniesz nić własnych myśli, tylekroć książka cel zamierzony osiąga.

Henryk Sienkiewicz
Gdy się ktoś zaczyta, zawsze się czegoś nauczy, albo zapomni o tym, co mu dolega, albo zaśnie - w każdym razie wygra.

Albert Einstein
Jedyne co musisz wiedzieć, to gdzie jest biblioteka.

Stephen King
Bądź co bądź, po to właśnie pisze się i czyta książki. Dobre czy złe, pomagają oszukać czas.

Ernest Hemingway
Wszystkie dobre książki mają jedną cechę wspólną: są prawdziwsze, niż gdyby wydarzyły się faktycznie

George R.R. Martin Czytelnik może żyć życiem tysiąca ludzi, zanim umrze.(…) Człowiek, który nie czyta, ma tylko jedno życie.

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft/ Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego -Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V. Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn., Tel.: +48 606 68 02 18
E-mail: barbara.willan@gmail.com
https://www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland: IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku 7

Die Zeitschrift wird vom Bundesministerium des Innern der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen, Marschallamt in Allenstein und von VdG finanziell unterstützt.
Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski Województwa Warmińsko-Mazurskiego oraz Związek Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych w Polsce.



Janosch auf dem Umschlag seiner Biografie von Angela Bajorek, © Ullstein Verlag CMYK



W lesie grzybów ju nie ma, ale można znaleźć taki cud natury.
Foto: Ewa Dulna